



Auf dem Tempelberg in Jerusalem (10. Oktober 2022)

Predigt 30. Sonntag im Jahreskreis (Weltmissionssonntag)

1. Lesung: Sir 35,15b-17.20-22a

Antwortpsalm: Ps 34

2. Lesung: 2 Tim 4,6-8.16-18

Evangelium: Lk 18,9-14

Der entscheidende qualitative Sprung in der Sendungsgeschichte Jesu und der frühen Kirche bestand in dem Übergang von der Konzentration auf das ersterwählte Volk Israel zu der Sendung hin zu allen Völkern. Diese universale Weitung der Heilszusage Gottes ist zwar schon in der Zeit vor Christus angedeutet – etwa in der Völkerwallfahrt zum Zion bei Jesaja – doch die eigentliche Missionstätigkeit beginnt erst mit dem Völkerapostel Paulus, der ja in der heutigen Lesung von sich selber sagt, dass durch ihn die Verkündigung vollendet wird und alle Völker sie hören.

In unserer Zeit ist die Mission freilich in Verruf geraten. Zu eng war sie lange Zeit mit dem machtpolitischen Kolonialismus verknüpft. In jedem Fall meinte man, die vermeintlich kulturell tiefer stehenden Völker mit den Errungenschaften westlicher Kultur beglücken zu sollen. Während die Missionstätigkeit im ersten Jahrtausend noch stärker mit Inkulturation verbunden war, mit der Einwurzelung in die vorhandene Kultur, war dies im zweiten

Jahrtausend eher die Ausnahme. Hier gab es freilich Unterschiede zwischen den Missionsorden. So bemühten sich die Jesuiten um Inkulturation in Lateinamerika und Ostasien. Mit der Wertschätzung der anderen Kulturen geht auch die Wertschätzung der anderen Religionen einher, inklusive der Anerkennung von deren Gotteserkenntnis. Hier ist die Erklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils zu den nichtchristlichen Religionen „Nostra Aetate“ von höchster Bedeutung. Sie kann als eine Kehrtwendung der katholischen Kirche in Bezug auf das Verhältnis zu den anderen Religionen angesehen werden, angefangen vom Judentum über den Islam bis hin zu den fernöstlichen Religionen.

Diese neue Sicht auf die anderen Religionen bedeutet freilich nicht, dass alles als gleich gültig anzusehen sei und man aufhören solle, den eigenen Glauben anderen gegenüber zu bezeugen. Der Erste Petrusbrief mahnt: „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt“ (1 Petr 3,15). Dies hat freilich auf eine andere Weise zu geschehen als in vergangenen Zeiten. Die Kirche ist und bleibt zwar gesandt in die Welt einer jeden Zeit und einer jeden Kultur. Doch hat dies mit Respekt vor anderen Religionen und Weltanschauungen und im Dialog mit ihnen zu geschehen. Daher vermeidet man heute das Adjektiv missionarisch und spricht lieber von missional. Das führt uns nun zur Verkündigung des heutigen Sonntags.

Mit dem Blick auf das Evangelium stellt sich die Frage, auf welcher Seite die Kirche als Botin des Evangeliums stehen will – auf Seiten des Pharisäers oder des Zöllners? Faktisch war und ist sie noch von ihrer eigenen Gerechtigkeit und Vollkommenheit überzeugt. So wird von vielen Verantwortlichen im Zusammenhang mit sexuellem und geistlichem Missbrauch immer nur vom Versagen der einzelnen gesprochen, kaum von strukturellen Defiziten. Die Kirche erscheint nach wie vor als *societas perfecta*, als sei sie schon die neue Schöpfung und nicht das pilgernde Gottesvolk, das durch die Wüste irrt und oft genug sein Ziel aus den Augen verliert. Den Zeugnissen der biblischen Schriftsteller, die in einem langen Prozess zum Kanon der Bibel zusammengefügt wurden, hatte man ein System dogmatischer Sätze und rechtlicher Vorschriften zur Seite gestellt bzw. übergestülpt, das den Kern der Botschaft immer wieder überwuchert hat. Daher ist die Kirche *semper reformanda*. Die Bitte des Zöllners „Gott, sei mir Sünder gnädig!“ ist auch das der Kirche angemessene Gebet zu allen Zeiten. „Das Gebet eines Demütigen durchdringt die Wolken“, sagt Jesus Sirach.

Missional Kirche sein heißt, ganz unten anzufangen, in aller Bescheidenheit und im Eingeständnis der eigenen Angewiesenheit und Unvollkommenheit. Das ist ein

Gegenprogramm zu den herrschenden Maximen in unserer Welt, wie wir sie seitens der Potentaten in zahlreichen Ländern wieder zunehmend erleben. Eine Kirche, die selbst auf Machtansprüche verzichtet und ganz bei den Armen ist, verkündet glaubhaft, dass das Reich Gottes schon mitten unter uns ist. Dies geschieht schon jetzt in vielen Ländern, wo kirchliche Missionshelferinnen und -helfer verschiedener Konfessionen an der Basis tätig sind und Menschen ganz konkret in ihrer Lebenswelt begleiten und sie zur Selbsthilfe befähigen. Daher verdienen die Missionswerke unsere Unterstützung durch Gebet und durch Spenden gerade in dieser schwierigen Zeit. Wenn wir über unseren eigenen Tellerrand schauen, wie dies ja schon in den Gemeinden des Paulus der Fall war, die sich gegenseitig unterstützt hatten, profitieren wir selber davon. Mission ist nie eine Einbahnstraße, sondern ist letztlich ein dialogisches Geschehen; dies umso mehr, wenn es sich um ein Geben und Nehmen auf Augenhöhe handelt. Dann wird man nicht mehr mit vorgefertigten Rezepten und Schablonen auf andere zugehen, sondern aufeinander hören, die Erfahrungen der anderen deuten und wertschätzen und so voneinander lernen.

Das Motto des diesjährigen Weltmissionssonntags lautet: „Ich will euch Zukunft und Hoffnung geben.“ (Jer 29,11) Das ICH dieses Prophetenwortes ist nicht die Kirche, sondern Gott, der Herr selbst, der da spricht. Und er spricht auch zu anderen Menschen, selbst zu solchen, die nichts mit dem traditionellen Christentum oder mit Religion überhaupt zu tun haben. Wenn wir offen sind für solche Begegnungen, wenn wir unsere Lebensräume mit ihnen teilen, kann uns ein Licht aufgehen, dann können wir selbst zu Adressaten der Zukunfts- und Hoffnungsbotschaft werden: Ich will EUCH Zukunft und Hoffnung geben!

AG